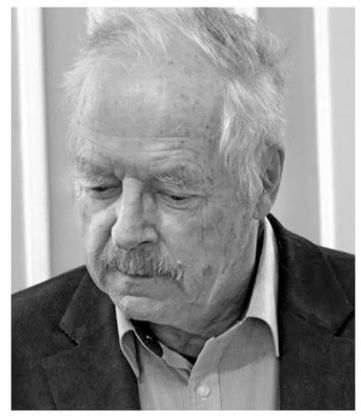
Vom Versagen der Sprache

Was trennt autoritäre Gesellschaften von demokratischen? Kurt Drawert im Gespräch mit dem Psychoanalytiker Peter Widmer

Kurt Drawert



Peter Widmer

Fotos Interfoto, privat

KURT DRAWERT: ***Ihr letztes Buch: „Jeder geht auf den Tod des Anderen“, das im Titel ein Zitat von Hegel aufgreift, ist von aktueller Lesbarkeit. Welche Aspekte der Übertragung auf unsere Gegenwart würden Sie dabei besonders hervorheben?***

PETER WIDMER: Dass ich dieses Hegel-Zitat als Titel meines letzten Buches gewählt habe, ist kein Plädoyer für Destruktion oder Hass, sondern für den Versuch, die grundsätzlichen Dimensionen nicht zu ignorieren, wenn es darum geht, die Voraussetzungen von Krieg und Gewalt zu analysieren. Dass sie in der Sprache und dem Verhältnis der Menschen zu ihr liegen, klingt zunächst ungeheuerlich, weil der Krieg auf dem Versagen der Sprache beruht; wie könnte sie also am Ursprung von Tötungen liegen? Eine Antwort setzt voraus, dass die Versprachlichung des Menschen einbezogen werden muss. Die Sprache bildet ein Netz von Zeichen und Regeln, das immer schon da ist, das heißt jeder Geburt eines Menschen vorausgeht – Sprache ist nicht Natur, sondern Träger der Kultur, sie kommt einerseits als Muttersprache zu uns, muss andererseits angeeignet werden. Was sie auszeichnet, ist ihre Unvollständigkeit: Einerseits verlangt jede Definition nach weiteren Definitionen, andererseits sind die Wörter mittels Konvention mit den Dingen verknüpft, was sich in der Existenz von vielen Sprachen zeigt.

Für den einzelnen Menschen heißt das, dass er sich selbst nicht erfassen kann. Obwohl die Versprachlichung zu Wissen führt, besteht die Kehrseite darin, einen Verlust zu erleiden. Aber er wird nicht hingenommen: Zuerst glaubt das Ich, sich im Spiegel als Ganzheit zu sehen, bevor es merkt, dass es auch unsichtbare Seiten gibt, die mindestens so wichtig für sein Leben sind: Das Sprechen gehört dazu, die Gedanken und Wünsche, der Eigenname als Rufname. Das Ich lernt zu hören und über das Lallen zu sprechen; dadurch bekommt es einen Bezug zu sich selbst, es wird sich seiner bewusst. Freud hat das in seiner Arbeit „Jenseits des Lustprinzips“ beschrieben: Sein eineinhalbjähriger Enkel stand vor einem Spiegel, der beinahe bis zum Boden reichte, kauerte sich nieder und sagte „o-o-o“, was „fort“ bedeutete. Einerseits kann es sich sein nun abwesendes Spiegelbild vorstellen, andererseits bekommt es durch das Hören seiner eigenen Stimme eine Beziehung zu sich selbst über diejenige zum Bild hinaus.

KURT DRAWERT: ***Krieg ist immer auch Abwesenheit von Sprache, und diese Leerstellen des Sprechens werden mit physischer Gewalt besetzt. Jede banale Schlägerei fängt damit an, dass es keine sprachliche Verbindung zum anderen mehr gibt, die imstande wäre, einen Konflikt aufzulösen oder doch wenigstens in eine symbolische Ordnung zu bringen, in der sie an dessen Auflösung arbeiten kann. Man sollte also meinen, dass Sprache ein System der Disziplinierung von Affekten darstellt, die ohne sie ausbrechen und in Gewalt münden würden, nicht aber, dass ihr diese Gewalt schon immanent ist. Dies insofern, so jedenfalls verstehe ich Sie, da das Erlernen der Sprache, das heißt ihre Anerkennung, immer schon vorhanden und dem Subjekt vorgeordnet zu sein, auch die Hervorbringung eines Bewusstseins vom eigenen Selbst produziert und das Sprachsubjekt damit zu einem Machtsubjekt aufbaut. Die Dichotomie der Sprache und des Sprechens liegt also nicht nur darin, das sprechende Subjekt zu entfremden, um sozial existieren und einen symbolischen Austausch mit anderen vornehmen zu können – die Psychoanalyse verankert hier den Begriff der Kastration, die nicht übersprungen werden kann oder eben nur um den Preis der Psychose –, sondern in der dauernden Konkurrenz der Selbstbewusstseine, die aus ihr resultieren. Aber wäre das nicht ein Mangel gegen einen anderen getauscht? Es muss doch einen kulturellen Effekt geben, der aus der Sprache positiv hervorgeht und ihr ein Äquivalent dazu sichert, eine Technologie der Unterwerfung zu sein.***

PETER WIDMER: Sie gehen in Ihrer Argumentation davon aus – ich vereinfache ein wenig –, dass unterhalb der Ebene der Sprache die Menschen einander feindselig gesinnt sind und dass die Sprache die Funktion hätte, diese Feindseligkeit mit all ihren Affekten zu bezähmen; gelingt das nicht, bricht Gewalt aus. Das ist eine Auffassung mit langer Tradition, die letztlich in der menschlichen Natur die Bosheit verankert sieht, während die Sprache die Chance eröffnet, sich zu verständigen. Meiner Auffassung nach gibt es keine vorsprachliche Natur, die Sprache in ihrem Verhältnis zu den Menschen ist offen für Zerstörung wie auch für Kultur. Eine Stimme kann Tod und Verderben befehlen, wie auch kulturelles Zusammenleben, Freundschaft, Liebe, Zuneigung ermöglichen. Es kommt somit darauf an, das Verhältnis von Mensch und Sprache, Sprache und Mensch zu ergründen, um zu erkennen, wo die Gefahren des Destruktiven liegen. Wenn der Dialog bei Konfliktparteien versagt, heißt das nicht, dass es einen Rückfall ins Animalische, Destruktive gibt, sondern dass der Ausfall des Sprechens auf Kränkungen, seelischen Verletzungen beruht, die zu zerstörerischen Handlungen führen. Amokläufe geschehen meistens nach Entlassungen aus Schulen oder Verlust von Arbeitsplätzen, sie haben einen subjektiven Sinn.

KURT DRAWERT: ***Dennoch hält die Sprache nicht alles und für jeden offen. In ihr sind die Verhältnisse, unter denen sie gebraucht wird, schon codiert. Meine Erfahrungen mit Sprache und Sprechen in der DDR, die mich gelehrt hat, genau darauf kritisch zu achten – nämlich nicht nur was, sondern vor allem wie gesprochen wird – und ein eigenes Bewusstsein von Sprache herauszubilden, bestätigen das absolut. Das hat mir die Literatur bedeutet, und das hat mich zu ihr gebracht: eine andere Sprache zu suchen als die, die den öffentlichen Raum bestimmte, die Subjekte quasi stumm werden ließ. So stumm, wie mein Vater es war, wenn er in notorischen Floskeln und Versatzstücken sprach. Vielleicht war ich an dieser Stelle unbewusst auch etwas gekränkt, dieses Andere der Sprache als verloren zu sehen.***

PETER WIDMER: Ihre Vaterbeziehung, die Sie eindrücklich in Ihren Büchern darstellen, zeigt, dass es Ihnen gelungen ist, eine Distanz dazu zu schaffen, was nicht gleichbedeutend ist mit einer völligen Abwendung von ihm. Die DDR, als deren Repräsentant Ihr Vater sich darstellte, kommt mir wie der Versuch vor, das Unbewusste durch Kontrolle und Überwachung abzuschaffen. Die Unvollständigkeit der Sprache hat es Ihnen ermöglicht, darauf zu achten, wo es Lücken in diesem Diskurs der offiziellen DDR gab, der nicht totalitär war, sondern totalitär sein wollte, was schlimmer ist. In der Art und Weise, wie Ihr Vater sprach, haben Sie offenbar etwas vernommen, das nicht zu dem passte, was er sagte. Im alltäglichen Sprechen gibt es Stilfiguren wie Ironie, Sarkasmus, Understatement, auch Zögern, Versprecher, Hast und so weiter; sie weisen darauf hin, dass das Sprechen ein sehr komplexer Vorgang ist; das spontane Sprechen setzt sich über Versuche, es zu kontrollieren, hinweg. Jede Regierung, die übers Sprechen ihrer Bürger oder Untertanen verfügen will, erfährt, dass der Witz desto mehr gedeiht, je totalitärer die Überwachung ist. Selbst ein leeres Blatt, das demonstriert wird, erschreckt die Machthaber, die ihre Angst hinter ihren Waffen und Schergen verstecken. Das freie Sprechen selbst ist die größte Bedrohung für Tyrannen. Seine wirksame Anwendung durch die Bürger setzt einen langen Weg von Erfahrungen voraus, der zeigt, dass das gesellschaftliche Miteinander nicht selbstverständlich ist. Die Entdeckung des eigenen Selbstbewusstseins geht einher mit der Illusion, dass nur das eigene Ich so etwas besitzt. Kommt ein anderes Ich daher, das ebenfalls sein Selbstbewusstsein in Form von Wünschen, Begehren geltend macht, so wird das zunächst bekämpft. Darin steckt gleichsam ein logischer Irrtum, denn sein Ausgangspunkt liegt darin, sich als einmalig aufzufassen.

Das Akzeptieren der anderen in ihrer Andersheit ist zudem mit einem Verlust verknüpft, nicht über alles und alle verfügen zu können, sondern teilen zu müssen. Diese Matrix der Vollkommenheit verschwindet niemals, sie lebt im Unbewussten fort, das von vollkommenen Befriedigungen, von Reichtum und Besitz, von Erfolgen im gesellschaftlichen Leben träumt. Sie nährt auch wissenschaftliche Utopien von Unsterblichkeit, von einem Leben ohne Leiden und Lasten, von einem problemlosen Zusammenleben der Geschlechter, von ewiger Liebe und Freundschaft ohne Hass, von Erziehung ohne Konflikte. Wenn die Erfahrungen so weit fortgeschritten sind, dass die Einsicht aufkommt, mit der Unvollkommenheit zu leben, schwelt die Phantasie der Vollkommenheit weiter, sie wird dann in anderen Menschen gesehen, die beneidet werden, wenn sie Erfolg haben oder etwas erworben haben, von dem man glaubt, es immer schon begehrt zu haben.

Der Neid muss übrigens nicht zum Auslöser von Gewalt werden, wie bei Kain und Abel, sondern kann auch dazu stimulieren, selbst etwas zu unternehmen, um ihn zu besänftigen. Die Artikulation von Neid und destruktiven Gedanken, die niemandem unbekannt sind, ist der einzige Weg, nicht zu versuchen, sie in die Tat umzusetzen.

Die Illusion der Vollkommenheit entsteht sogar vor der Entdeckung des eigenen Selbstbewusstseins, nämlich im Spiegelstadium, in dem sich das Ich als Ganzheit wähnt, basierend auf dem, was es sieht. Dieses Einssein, das von der unsichtbaren Sprache bedroht wird, lebt gleichwohl im Selbstbewusstsein weiter, stößt sich jedoch daran, dass auch andere Menschen ein Recht haben, ihre Interessen wahrzunehmen. Das ist Voraussetzung für ein Leben in einer Demokratie, doch die menschliche Verfassung nimmt – gestützt auf die Logik, die besagt, dass es das Nicht-Ganze nicht ohne die Idee des Ganzen gibt – diesen Verlust, diesen Mangel, diese Begrenztheit nicht hin! Imaginäre Vorstellungen bilden sich, die entweder an die eigene Großartigkeit glauben oder deren Verkörperung in eine Führerfigur projizieren. Damit ist die Tür ins Feld des Politischen aufgestoßen.

KURT DRAWERT: ***Im Spiegelstadium ist es die jubilatorische Geste, die fixe Idee, sich als Ganzes erfassen und erklären zu können, nur weil ein Teil dieses Ganzen – das Gesicht, der vordere Teil des Körpers – wahrgenommen und mit dem Signifikanten „ich“ besetzt wird. Man könnte auch von einer frühen manischen Phase sprechen, die im weiteren Reifungsprozess zur Enttäuschung und Depression führt. Dann nämlich, wenn dem Kind seine Fragmentierung in der Selbstwahrnehmung evident wird und der Mangel in der Sprache erscheint. Das Abwesende wird imaginär gefüllt und mit einer Reihe von Phantasmen besetzt, die diesen irreversiblen Mangel auf symbolischer Ebene ausgleicht. In diesem Prozess findet auch eine Reifung des Individuums statt, es löst sich von der Vorstellung der Allmacht und interagiert mit der Mangelerfahrung der anderen Subjekte. Es findet ein Austausch statt, der auf sozialer Ebene, wenn es günstig verläuft, zur Demokratie führen kann. Oder aber das Phantasma der Omnipotenz wird, damit es nicht aufgegeben werden muss, externalisiert; es sucht sich ein Ersatzobjekt, dem es dann anhängt wie der Parasit seinem Wirt. Dann entstehen spirituelle Gefühlsgemeinschaften, die sich in der Anbetung verlieren und im Kult den Diskurs ersticken. Mit anderen Worten, die Subjekte dieser Gemeinschaft unterwerfen sich einem Signifikanten, der sie unterwirft. Die Macht des Führers solcher Gemeinschaften besteht dann darin, keine Macht mehr ausüben zu müssen, weil er sich ihrer absolut sicher sein kann. In solchen hermetischen Gefühlsgemeinschaften kommen keine Argumente mehr vor und keine Prozesse der Erkenntnisgewinnung, wie wir sie in Demokratien vorfinden, sie regulieren sich über die absolute Anerkennung einer Führungselite, und die wiederum über einen sie lenkenden Führer. Historische Beispiele dafür brauchen wir nicht aufzurufen, sie sind allen bekannt. Was zutiefst irritiert, ist, dass diese gesellschaftlichen Formen mit dem Ende des Faschismus nicht etwa abgeschafft wurden. Im Gegenteil scheinen sie überall neu geboren zu werden, so wie der Hydra zwei Köpfe nachwachsen, wenn ihr einer abgeschlagen wurde. Warum aber nehmen die einen Gesellschaften einen demokratischen, die anderen einen autoritären Verlauf? Oder auf unseren Topos vom Spiegelstadium übertragen: Warum wird das eine Subjekt selbstbewusst in der Weise, die anderen Selbstbewusstseine anzuerkennen und mit ihnen zu interagieren, und das andere eben nicht, um seinen Allmachtsanspruch auf ein idealisiertes Objekt zu verlagern und totalitäre Strukturen hervorzubringen?***

PETER WIDMER: Ihre Ausführungen, denen ich zustimme, münden in eine schwierige und entscheidende Frage, die auf die Notwendigkeit hinweist, mehrere Ebenen zu unterscheiden. Die bisherigen Ausführungen gelten ja für jeden Menschen, es müssen deshalb andere Faktoren dazukommen, die zur Konkretisierung der unterschiedlichen politischen Verhältnisse beitragen:

– die Geschlechtlichkeit des Menschen, die stets eine interpretierte und damit nicht nur (aber auch) eine biologische ist, was wiederum auf kulturelle, einschließlich religiöse Muster und ihre Traditionen verweist;

– die ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, ihre Verfassung und ihre Gesetze;

– die Bildung, die zur Interpretation der eigenen Lage notwendig ist und oft durch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht, aber auch durch partikulare Interessen oder religiöse Einflüsse behindert wird;

– die elterlichen und gesellschaftlichen Phantasmen, die die Kinder als Träger des zukünftigen Lebens beeinflussen;

– die Gliederung der Gesellschaft in Generationen, Groß- oder Kleinfamilien;

– der Grad der Wertschätzung der Sprache als hauptsächlicher Träger des kulturellen Lebens.

Alle diese Faktoren konstituieren ein Netz mit größeren oder kleineren Löchern, was besagt, dass es keine strikten Kausalitäten beim Menschen gibt. Das hängt mit der Singularität zusammen, die zu überraschenden, unerwarteten Wegen führen kann. Andererseits gibt es auch beharrende oder sogar retardierende Faktoren: Traditionen, Gewohnheiten, Trägheit, Ängstlichkeit. Sie sind Antworten auf das Fehlen eines gesicherten menschlichen Seins.

Um diesen Mangel an Sein dreht sich letztlich das politische Geschehen, sei es als Imperialismus, Diktatur oder Demokratie, in der es allein möglich ist, die Offenheit des Seins zu leben, mit Lebensformen zu experimentieren, vermeintliche Gewissheiten infrage zu stellen. Eine Demokratie ist dann in Gefahr, wenn die Offenheit, Unvollkommenheit nicht ertragen wird, wenn die Verantwortung für das eigene Leben an einen Führer delegiert wird, der Ruhe und Ordnung verspricht und die Opponenten einsperrt oder sogar tötet. Und der Kapitalismus, der mit Demokratie kompatibel ist, wird dann zur Gefahr, wenn er sich von der Idee leiten lässt, alle Wünsche seien erfüllbar – damit wendet er sich gegen das Wesen der Sprache, deren vorrangige Zeitform der Optativ ist.

Peter Widmer ist ein Schweizer Psychoanalytiker und Autor zahlreicher Bücher im Kontext der Psychoanalyse Lacans. Zuletzt sind von ihm erschienen die Monographien: „Destruktion des Ichs“ (2021) sowie „Jeder geht auf den Tod des Anderen“ (2022).

Kurt Drawert ist Schriftsteller und lebt in Darmstadt. Zuletzt erschienen von ihm der Roman „Dresden – Die zweite Zeit“ (2020) und „Die große Abwesenheit – Essays. Reden. Figuren der Literatur“ (2023).